

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 7.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin, 1. April 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein moderner Midas.

Von Marie von Olfers.

(Schluß.)

8.

Schon oft hatte Gabriel vor dem Ruin auf seiner Hoffnungen gestanden, aber noch nie so! Haß, Neid umlagerten ihn wie Furien. Welch eine unheilvolle Macht war die des Herzens, der er bis jetzt auch nicht das kleinste Plätzchen in seinem Leben eingeräumt. Schall, öde widerte dieses ihn an.

Seine paar Sachen waren bald gepackt. Wochte Lisa zu Wendelin sagen, was sie wollte, ihm war es gleich. Er konnte jenen nicht mehr sehen, nicht die Lustigkeit der Kinder ertragen. Heimlich ging er fort. In der reizlosen Halle eines Bahnhof wartete er auf den Zug. Wie das durch einander hastete, jeder hatte ein Ziel, nur er nicht. Schwer, gleich grauem Gewölk lastete die Empfindung für Lisa auf seiner Seele; auch sie konnte Leiden schaffen!

Er war bald wieder zu Hause. Zu Hause! Das war keins, ein Wirthshaus war's, wie all die andern. Niemand, der ihn erwartete, niemand, der ihn lieb hatte, nicht einmal Hund oder Kape. Erst dachte er daran, zu Maria zu gehen; doch was konnte sie ihm sagen? Er fand keinen Trost darin, das allgemeine Elend zu lindern, es erschien ihm gering gegen seinen individuellen Schmerz. Nur die alte Stelle, die alte Heimat gaben ihm kurze Ruhe. Dort hatte Lisa ihm gehört, dort sah er ihr liebliches Bild ungetrübt, ihm zugewandt voll Mitleid und Reinheit.

Als Wendelin nach Hause kam, begriff er des Freundes Abreise nicht.

„Es sieht Dir gar nicht ähnlich, den lieben Menschen fortzulassen,“ antwortete er auf alle Gründe, die sie hervorjuchte.

Der wahre Grund wollte nicht über ihre Lippen. Eine seltsame Scheu hatte sie verhindert, von dieser Kinderliebe zu sprechen. Ihr war, als ob sie mit dem Wort einen Schatten aus dem Grabe weckte, der ihr heiteres Leben verdüstern könnte. Ja, sie hatte ihn geliebt, so heiß, daß sie einst daran zu sterben glaubte.

Wendelin hatte sie in dies Dasein zurückgebracht, und jetzt liebte sie ja nur ihn, mit Freude, mit Wonne, wie sie Gabriel nie geliebt. Und nun, — nun kam der und riß den Schleier von ihrer Seele und zeigte die Stelle, die ihm gehörte, noch gehörte, ja, denn sie vermochte nicht, davon loszukommen. Die ganze Nacht rang sie schlaflos in Dual und Angst. Wie konnte dieser Jammer um Gabriel in ihr erwachen, solch ein leidenschaftliches Weh? Es drängte sich zwischen sie und Wendelin. Wendelin, den sie liebte wie keinen, mehr als ihre Kinder! Sie hielt Gericht über jeden ihrer Gedanken, dennoch schwärmten sie immer wieder abwärts, dem Unglücklichen nach, sorgend, auf Tritt und Schritt ihn begleitend, als sei er ein Theil ihrer kranken Seele, die er gefangen hielt.

Weshalb beunruhigte es sie jetzt? Hatte sie ihn nicht aus ihrem Leben verbannen können, fast vergessen, nie daran gezwweifelt, daß es ihm gut ging? Ja, da lag's! Damals hielt sie ihn für glücklich oder meinte doch, er sei gegen solchen Kummer gepanzert wie ein hörnerer Siegfried; und nun hatte sie die Stelle gesehen, an der er verwundbar war, und ihr schien, als hielte sie die scharfe Spitze und trafe ihn täglich, stündlich, ihn, dem sie an seiner Mutter Todtbette versprochen, daß sie helfen wolle, ihn vor allem Uebel zu bewahren!

Damals hielt sie sich für ein Nichts in seinem

Leben, jetzt wußte sie, sie war ihm alles. Wie war dieser schreckliche Knoten zu lösen, ohne etwas in ihrem Herzen zu zerreißen, das sie immer schmerzen würde? Sie wurde bleich und krank. Mit trauriger Bewunderung sah es Wendelin und brachte ihr berühmte Aerzte. Keiner konnte ihr helfen. Man schickte sie fort in Bäder, in schöne Gegenden. Sie, die sonst keine Stunde von den Kindern ging, ließ sich alles gefallen; Wendelin verließ sie nicht. Trübe Nebel bedeckten die schöne Gegenwart. Statt der herrlichen Fluren, die sie umgaben, sah sie nur den dunkeln Canal und neben sich Gabriel.

9.

Er ward ein einsamer Mann. Maria lebte bei den barmherzigen Schwestern in M. . . .

Nun mied er sogar die alte Heimat, saß stundenlang im Stadtpark, der sich nahe daran schloß. Kein Wetter war ihm zu schlecht; und so wurde es Winter und wieder Sommer. Ein Interesse hatte er aber doch; er sah, wie Ezechiel behutsam einen jungen Mann hinausführte, als die warmen Tage kamen, und dann fortging, um diesen nach Stunden wieder zurückzuholen.

Gabriel wußte, es war Johannes. Ezechiel brachte



Dachstein. Idyll.

Nach dem in Chicago preisgekrönten Bilde von Agnes Stamer. — Siehe Seite 56.

auch Bücher, in denen Johannes eifrig las. „Der ist ein Studirter,“ hatte Ezechiel gesagt, „der hat Ideen und Pläne in seinem Kopf; wenn er einen Körper und Geld danach hätte, er würde eine ganz andere Rolle spielen. Kräftige, junge Menschen, die ihr Leben genießen wollen, haben oft nicht Zeit, so klug zu werden wie die Kranken und Schwächlichen.“

Eines Tages aber, es war wohl die Frühlingsluft, wandelte den armen Burschen eine Ohnmacht an. Es sammelten sich sofort Leute. Gabriel sah es, eilte herzu und hielt den Kranken und suchte ihn zu beleben.

„Es ist nichts,“ zeternte eine in der Nachbarschaft wohnende dicke Obst- und Gemüsefrau, „was steht ihr hier und haltet Maulaffen feil! Der junge Mensch ist schon oft genesen. Er denkt immer, er kann leben wie unsereins, und ist doch ein Krüppel. Man muß sich eine Raision machen,“ und sie steckte eine saftige Frucht zwischen die dicken Lippen.

„Einer verträgt's, der andere nicht,“ fuhr sie dann fort, „nu liegt er wieder da, und der kleine alte Mann kann sehen, wie er ihn nach Hause schafft! Weßhalb läßt er sich auch anderer Leute Last auf.“

Eben kam Ezechiel eilig daher. „Er muß doch frische Luft haben, der Arzt will es,“ äußerte er entschuldigend.

„Als ob die Luft bei Ihnen nicht gut genug wär' für so einen. Solche Leute wissen nie, was ihnen nun noch zukommt, vornehm thun sie bis zuletzt; für's Gewesene giebt aber keiner etwas. Die Mutter ist noch schlimmer. Mein Himmel, die läßt sich von niemand ein Wort gefallen, rennt geradezu in ihr Verderben! Nu, lange dauert's auch mit ihr nicht, dann hat sie körperlich abgewirthschaftet. Wie krank sie schon immer aussieht!“

„Ich helfe Johannes nach Hause zu bringen!“ sagte Gabriel.

„Wenn Sie so gütig wären, gnädiger Herr!“ rief Ezechiel erfreut, „man wird älter und schwächer. Die Mutter kommt noch nicht.“ Er sah sich scheu um.

„Auch in Angst vor ihr!“ höhnte die Dicke, „vor der sind Sie sicher, die ist doch wo anders, die muß ja eine halbe Meile laufen, ehe sie Arbeit kriegt.“

„Ein reicher Mann,“ flüsterten die Nachbarn, „der könnte Geld geben.“

„Es wäre wenigstens seine verdammte Schuldigkeit,“ murkte die Dicke, als Gabriel den Bewußtlosen forttrug. „Wer mästet die Reichen? Wir Armen!“ Dabei sah sie aus, als hätte sie sich wenigstens vom Fett eines Dupends ihrer Mitbürger genährt.

Als Johannes die Augen aufschlug, erkannte er Gabriel nicht; wie sollte er auch? Was war aus dem lebensfrohen, pausbadigen Kinde geworden? Durchsichtig, bleich sah er aus, fast wie ein Mädchen. Gabriel kamen all die tollen Spiele wieder in den Sinn; dann der böse Schluß. Es gab ihm einen Stich in das Herz; bis jetzt hatte dieses ihm wie ein Stein in der Brust gelegen, nun fühlte er, daß es noch lebte.

„Alles besser, als es so todt mit sich herumzutragen!“

Außer Lisa hatte er nur noch dies Kind geliebt. Es lag etwas von ihrer Reinheit des Ausdrucks in dessen klaren, blauen Augen. Er sah an seinem Lager, lange Zeit, erstaunte immer mehr, wie viel der Jüngling wußte, wie er voller Interessen war, — Interessen, die auch in sein Fach schlugen und kühne Pläne, Erfindungen betrafen.

Ezechiel meinte, sie könnten sich ja öfter im Park treffen; und so wurden bestimmte Stunden verabredet, für den Fall, daß das Wetter und Johannes Gesundheit es erlaubten.

Zum ersten Mal durchwärmte Gabriel wieder eine Art Glücksgefühl. Wenn sie auch sein Geld nicht wollten, hier konnte er auf andere Weise helfen, indem er dieser armen jungen Seele Freuden gab durch seinen Verkehr. Die Mutter brauchte es ja nicht zu wissen. Das hatte sich Ezechiel ausbedungen.

Johannes erwarb durch Abschreiben Geld. Es sah auch in dem Dachkämmerchen nicht übel aus. Vor dem Fenster sogar ein paar Blumen. Nach dem bösen Falle, den er als Kind gethan, hatte selbst der Vater gesagt, besser, gleich todt, als ein Krüppel. Nicht so die Mutter; leben sollte er, nur leben! Welche Wonne daher, als sich die bleichen Lippen färbten. Er wuchs ihr in das Herz durch Noth und Pflege wie keines der andern Kinder. Alle verließen sie, geriethen auf Abwege, wurden leichtsinnig, lüderlich, genussüchtig; nur dieser ward es nicht. Die Brüder meinten, weil er nicht könne; wie sollte solch ein armer Krüppel wissen, was leben heißt!

Der Mutter und Johannes erwuchs eine große Seligkeit aus dieser kümmerlichen Existenz, die sie fest an einander kettete. Vielleicht erlebten sie mehr Glück als die andern, die es weit herum in der Welt suchten. Möglich, daß einer es fand; die Mutter erfuhr es nie, trotz Telegraph und Eisenbahn getrennt von ihnen auf immer, getrennt dem Herzen nach.

Der Vater starb. Das Vermögen schwand. Ihr größter Schatz, dieser Schmerzenssohn, blieb. Eiserfüchtig bewachte sie ihn. Nur ihr sollte er alles danken, ihr gehören. Ezechiel mußte es sehr klug anfangen, um beiden zu helfen.

Welch ein Glück, bei einander zu sein! Sie sagten es sich oft wie zwei Liebende. Kam eine Sorge, verbarg einer sie dem andern oder fand Trost, sie ihm zu klagen.

Sie nähte und sticte; immer fanden sich noch gute Leute, die etwas brauchten. Noth litten sie nicht. Freilich, oft seufzte sie, daß sie ihm nicht mehr Hülfe und Erleichterung geben könne, er antwortete dann immer: „Die beste Hülfe ist Deine Liebe.“

Von Gabriels Reichthum wußte sie; auch wie er Lisa verloren.

„Ich beneide ihn nicht,“ sagte sie, „ich habe mehr als er.“

Heimlich aber bildete sich ein reizendes Einverständnis zwischen Johannes und Gabriel. Dem jungen, lebendigen Geiste war es eine wahre Erquickung, von all dessen wunderbaren Fahrten zu hören. Sie arbeiteten manche Stunde mit einander. Jetzt kam Gabriel auch zu den Zeiten, wo er sicher war, die Mutter nicht zu treffen, und nun wußte Johannes auch, mit wem er verkehre. Langsam wollte dieser seine Mutter darauf vorbereiten. Sollte sie sich nicht freuen müssen, wenn er glücklich wäre, wenn durch Gabriels Mittel ein Plan ausführbar wurde, den er schon immer heimlich mit sich herumgetragen?

Die Mutter hatte bereits lange bemerkt, daß etwas Neues den Sohn beschäftigte, daß seine Augen glänzender wurden, daß er etwas vor ihr verberge. An Gabriel dachte sie nicht im entferntesten. Ihr mißtrauisches Herz beobachtete sonst genau. Ezechiel hatte auf ihre Fragen geantwortet, Johannes hätte eine interessante Arbeit erhalten; der Verkehr mit dem fremden Herrn belebe ihn. Er, Ezechiel, könne ihr nicht erklären, was es sei; sie, die Mutter, und er wären viel zu dumm dazu, um die Arbeit zu begreifen.

Johannes sagte ihr nichts. Früher hätten diese Dinge sie auch nicht interessiert; dieses Mal aber beschäftigte es wie eine Ahnung ihre Seele, und eines Abends trat sie eine Stunde früher als sonst ein, um den Herrn zu sehen.

Keines Wortes mächtig, stand sie vor Gabriel; sie erkannte ihn gleich. Wie einen Geist starrte sie ihn an.

„Sie waren's, Sie!“ brachte sie endlich mühsam hervor. „Was wollen Sie hier? O, ich weiß es, Sie stehlen mir sein Herz, Sie ernten, wo Sie nicht säeten, Sie können ihm mehr geben als ich! O Johannes, daß Du mir das anthun könntest!“

„Er ist mein Wohltäter, Mutter, ich werde Dich durch seine Hülfe reich und glücklich machen.“

„Bist Du denn nicht glücklich gewesen? Hat Dir etwas gefehlt?“

„Nie Mutter, aber Du sollst nicht mehr so viel arbeiten.“

„Nicht mehr für Dich arbeiten, Johannes? War das nicht meine einzige Freude?“

„Wir wollen nun beide für ihn arbeiten, Frau Meisterin,“ sagte Gabriel, ihr die Hand bietend.

Sie nahm sie aber nicht an, sondern warf sich schluchzend über den Sohn. „Ich kann mit ihm nicht theilen,“ rief sie, „war er nicht der Anfang unseres Glends? Hat er nach Dir gefragt, als Du mit zerbrochenen Gliedern am Boden lagst? Hat er Dich gepflegt Tag und Nacht, Jahre um Jahre wie ich? Willst Du seine Hülfe jetzt meiner vorziehen?“

„Nein, Mutter, nie werde ich das thun!“

„So sag ihm, daß er gehe, daß er uns beide weiter in Frieden leben lasse ohne ihn; wir waren ja so glücklich!“

Johannes kämpfte schwer mit sich, dann reichte er Gabriel seine Hand. „Ich danke Ihnen, — aber leben Sie wohl! Mit einer Mutter darf man nicht rechten. Nie kann man vergelten, was sie einem giebt, und nie größeren Reichthum, größeres Glück finden als in solcher Liebe.“

Gabriel nickte. Die Frau sah ihn nicht mehr an, und er ging sacht zur Thüre hinaus. Drunten stand er ein Weilchen und blickte nach der Stelle, wo die alte Schenke gewesen.

Keiner brauchte ihn! Soviel Land er auch zu eigen hatte, ihm fehlte ein Plätzchen für sein Herz, ein Stückchen Liebe, ein Stückchen Paradies auf Erden. Das hätte er erobern müssen, dafür hätte er sorgen müssen von früh an, denn schon in der Kindheit bereitet man meist die Stätte, wo sich's im Alter wohl ruht.

Ertzaubert lag die Welt vor ihm. Wann würde er so weit geheilt sein, um Lisas gastliches Haus wieder

betreten zu können? Er fühlte eine unaussprechliche Sehnsucht nach ihr, nach dem Freunde, nach Kinderlachen.

Nichts lockte ihn mehr, nicht einmal die Arbeit.

Mancher sah mit Neid zu dem großen, reichen Hause hinauf und war doch in seinem ärmlichen Stübchen weit reicher als er.

Diesmal ging Gabriel nicht fort; was er suchte, fand er doch nirgends. Man sah ihn oft einsam auf der Stelle stehen, von der seine Laufbahn ausgegangen. Auch Johannes und seine Mutter sahen ihn dort, aber sein Name wurde zwischen ihnen nicht mehr genannt.

„Es ist geradezu Wahnsinn,“ meinte die diese Vorgänge beobachtende dicke Gemüsehändlerin, „der Sohn könnte von dem Millionär adoptirt werden, und sie stellt sich dazwischen! So'n krankes Weib, den Tod dicht dabei, der ihr täglich den Garaus machen kann! Sieht's was Tolleres als diese sogenannte Liebe? Bei uns war das sonst nicht Mode, das ist für seine Leute. Ich wär' meiner Mutter gut gekommen, wenn sie mir solch ein Stück verschlagen hätte!“

Ezechiel antwortete ihr dann meist: „Davon verstehe sie nichts, Frau Stumps! Glück ist eine eigene Sache; jeder sucht's auf seine Art, und die beiden haben es gefunden, dafür steh' ich Ihnen!“

So vergingen mehrere Jahre. Ein dunkler November setzte mit trüben Regenschauern ein. Alles Licht schien erloschen. Wohl dem, der ein trauliches Heim, von lieben Gesichtern erhellt, besaß! Gabriel fehlte es mehr denn je. Von Maria erhielt er oft klare, liebe Briefe; sie wenigstens war glücklich. Die Eltern hatten sich getrennt. Jedes ging einen neuen Weg. Fremde Leute lebten in der Villa, die, um geringen Preis verkauft, wie ein abgelegtes Puzkleid aussah: der Springbrunnen versiegt, die Amoretten verwittert, verfallen die zierlichen Grazien auf dem Holz-Balcon! Es schien, als wolle die alte Zeit sich dort wieder geltend machen. Gabriel war es recht. Er setzte sich auf den verwitterten Brunnenrand und träumte. Zuweilen kam dann der kleine Händler und brachte Nachricht von Johannes, nahm auch dies oder jenes Buch für diesen mit. Es waren Gabriels beste Stunden. Heute wartete er recht lange auf den freundlichen kleinen Mann, der aber ausblieb. Schon wollte er aufstehen, nach Hause gehen, denn es war bereits ganz dunkel geworden; da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

Unwillig wandte er sich um. Er konnte kaum erkennen, wer es sei; endlich wurde es ihm klar: Johannes Mutter! Rasch schüttelte er sie ab. „Wir haben nichts zu theilen,“ sagte er, wie sie damals.

„Das will ich auch nicht,“ flüsterte sie heiser, „Sie sollen ihn ganz besitzen, meinen Johannes, ganz!“

„Und Sie glauben, ich werde das annehmen, nach dem, was Sie gesagt haben?“

„Ich sterbe,“ sprach sie fast lautlos. „Jetzt hat er mich noch, aber dann?“ Sie faltete die Hände. „Aber dann? — Ich komme vom Arzt; eben hat er mir die Wahrheit gesagt, es kann jeden Augenblick mit mir zu Ende sein, längstens dauert es noch ein paar Wochen. Johannes weiß nichts.“

„Und da glauben Sie, daß ich nun gleich eintreten werde?“

„Härteres konnte mir nicht geschehen, als hier zu stehen und zu betteln, daß Sie mein Kleinod annehmen mögen, mein Glück! Aber ich weiß, er liebt Sie, er vermißt Sie.“

„Dafür gab er mich leicht auf.“

„Ich war Schuld, seine Mutter; wie konnte er anders! Nicht wahr, Sie lassen ihn mir noch, solange ich da bin, Sie gönnen mir noch die letzte Freude, die letzte Liebe?“

„Als ob ich Ihnen das nehmen könnte! Gegen Sie bin ich ihm nichts, er wird Ihnen nachgehen.“

„O nein! Nein, sagen Sie das nicht, er hat viel mehr Lebenskraft als man denkt, man muß ihn nur pflegen. Sie werden Freude haben. Ein dankbares Gemüth giebt es nicht. Seien Sie barmherzig, tragen Sie mir die bösen Worte nicht nach!“

„Ich werde ihn nicht verlassen,“ antwortete Gabriel, „ich werde da sein.“

„Gott segne Sie dafür,“ stammelte die arme Frau und verschwand im Dunkel.

Schon nach wenig Wochen ward Gabriel von Ezechiel geholt. Plötzlich war die arme Frau todt umgesunken. Johannes lag bewußtlos neben ihr.

Gabriel fürchtete erst, es würden zwei aus dem kleinen Zimmer getragen werden, denn der Jüngling schien selbst ein Todter.

Lange schwebte er zwischen Leben und Sterben, rief nur nach der Mutter, wollte ihr nach, antwortete auf Gabriels Sorgen und Pflegen einzig mit Stöhnen und Jammern.

„Ich begreife nicht,“ sagte die dicke Obsthändlerin.

so e Stobs-Votschaft, aber, Gott sei Lob und Dank, was Herzzerrend's ist's net, blos, daß die Lotte, — daß die Lotte, — sie ist g'und und wohl, — blos kommen kann's net! — Na, jetzt is' raus, aber essen kann i net, und Du au net, i sch' scho', und die Laubfrösch' — —"

Das alte Bärchen hockte auf dem Küchentisch nieder und weinte die Aufregung und Enttäuschung aus, bis sich zuletzt die Frau mit einer heldenmütigen Anstrengung aufrichtete: "s Kind ist g'und, — 's ist e Sünd' z' weinen. Was schreibt sie denn?" Sie zog den Mann in die Stube. Einen abschiednehmenden Blick warf sie nach dem Hackbrett in der Küche. "Es halt' bis Abend, ich richt's zum Nachtesse, — aber dem Julius, dem herzlose Kracher, möcht i's a'streiche, wie er uns zum besten hat! Jetzt ha'n mir lei' Osiere." Sie rieb sich die Augen, schmäugte sich dröhnend und griff nach dem dünnen Briefchen. "Ach, die Schöpfung! Gud au de Lotte! Jetzt weiß die in Frankfurt, daß hier Osterjontag die Schöpfung aufgeführt wird. — Geh, bitte hinein, ich würde schrecklich traurig sein, wenn Ihr allein zu Hause geessen hättet. Ich habe auch eine Einladung hier und will den ganzen Nachmittag an Euch denken. Es ist ja Euer altes Lieblingswerk, Euer Liebes- und Verlobungsstück; also stalt dabeim zu bleiben und Trübsal zu blasen —"

"Es mag ihr auch nah genug geh'n," seufzte Schaible.

Die Mutter erröthete etwas und blickte verlegen vor sich nieder; dann richtete sie bang und fragend ihre Blicke auf den Mann. "Sie schreibt so, — so obenhin, — nichts von Leidsein, — jag', Mann, die Lotte, — 's ist ja nur 'n Kind, — sie wird uns doch nicht vergessen allgemach?" — Es brauchte Stunden, bis diese letzte betrübende Vorstellung überwunden war. —

Am Osterjontag, nachmittags vier Uhr, standen die Alten treulich unter den Bilettschneidenden an der Kasse des Königsbaues, wie die Lotte es von ihnen verlangt hatte.

Sie hätten kaum geglaubt, daß sie's erreichen würden, so viel hatte sich in die zwei Tage gedrängt, so viel Muthraubendes, Aufregendes. Es ging aus von der armen Emilie. Gleich am Charfreitag war Frau Schaible hinausgefahren nach Untertürkheim zu den Pflege-Eltern, um zu hören, ob die Leiche gefunden sei. Ach, waren das Menschen! Sprachen nichts als von der Undankbarkeit der Todten, die jetzt, da man sie mit Müh und Opfern groß gezogen, statt einer endlich fälligen Gegenleistung sich allem entzog und Kummer und Schande über sie brachte. "Ein Mädel, das arbeiten will," hieß es, "findet immer ihr Brod, und die Emilie hat so ein Schenke für's Kleidermachen gehabt und für's Frisiren; warum ist sie nicht Kammerjungfer worden, wie man ihr a'botten hat?"

"Aber sie hat nun die Musik im Leibe gehabt, ganz wie unsere Lotte," eiferte Frau Schaible, solcher Engherzigkeit gegenüber doppelt auf Entschuldigung bedacht, "in den dunkeln Augen, da lag's! Nein, daß die so jämmerlich hat zu Grund geh'n müssen!" — "Ja, s'ischt e Kreuz für uns!" sagte die Pflegemutter mürrisch und wischte sich das Gesicht.

Voll Empörung lief Frau Schaible davon, das kleine Notizbuch mit den Abschiedsworten in ihrer Tasche; sie hatte es dem fünfjährigen Max weggenommen, der damit gespielt hatte. "Armes Kind! Armes Kind! Ach, meine Lotte, Gott schüpe und bewahre Dich!"

Am Sonntag früh kam eine Postkarte, daß die Leiche aufgefunden sei; heute nachmittags werde sie begraben; auch habe der Pfarrer Stähle gesagt, er wolle am Grabe sprechen.

"Das ist schön von ihm; ich hatt's nicht gedacht," meinte Frau Schaible.

"Gelt, wir nehmen blos Biletts bis Cannstatt, das Wetter s'icht gut zum Laufe. Schon' Di au, denk' an d' Lotte," mahnte der Mann, denn Frau Hermine hatte schon wieder feuchte Augen. Sie machte eine wegwerfende Handbewegung: "D jetzt, wo de Lotte nicht kommt, ist's ein's!" "Und an Dein' Mann denkst net?" Bittend sah ihn die Frau an: "Daß doch zwei Menschen wenigstens an ihrem Grab stehen, wo wissen, — wo fühlen." — Sie verstummte, er nickte ja schon bereitwillig. Der Epheutod, — sie hatten vor drei Jahren ein Zweiglein vom Dapfer mit heruntergebracht, und es war so stattlich gediehen, — sollte mit hinaus auf den Friedhof. "Aber was sagt die Lotte, wenn ihr Epheu nimmer da ist, Frau?" "Ja, schreib's ihr; für die Emilie ist ihr nichts zu schön!" "Ja, die zwei haben sich gern gehabt." "Gott schüpe uns," stammelte die Frau mit einem ängstlichen Blick geradeaus, als wolle sie die Zukunft durchdringen. —

Dann an der offenen Grube, im Frühlingswind, der das sahle Gras peitschte, unter den ziehenden Wolken, die wassig und grau über den braunen Hügelu hingen, — der kleine Friedhof voll neugieriger Gesichter, der Pfarrer im Mittelpunkte, neben ihm die mit Anstrengung weinende Pflegemutter und ihr Mann mit abgezogenem Hut und einer verlegenen, reuevollen Verdrüßlichkeit in dem stumpfen Gesicht.

Was der Pfarrer sprach, klang den wechherzigen alten Leuten noch immer nicht milde genug. Als sich die Menge verlaufen hatte und auch die Pflege-Eltern gegangen waren, betrachteten Schaible's erschütterter den nackten, schwarzen Erdhaufen, den man über das Grab gethürmt hatte, und pflanzten endlich den Epheu, für den der Todtengräber später zu sorgen versprach, vorläufig in den lockeren Boden.

Die vielen Wurzeln, sich, — er hatte keinen Raum mehr in der Scherbe! Da darf er sich ausbreiten," meinte Frau Schaible. Und sorgsam breiteten beide die langen Ranken über die frische Stelle, bis diese im dunkeln Grün schimmerte. In langen, sehnächtigen Tönen sang eine Amsel in einer

Trauer-Gsche, während sie arbeiteten. Glashell, kristallklar, lauter Erlösung, Befreiung, Auferstehung. "s ist, als wär's der Emilie ihr Geist," murmelte die alte Frau. "Denk', Vater, siehst Du, wenn wir net kommen wären, gar niemand hatt' sie g'habt".

Ganz unmerklich war es dann Osterjontag geworden, ein strahlend heller Tag. Aber dem alten Bärchen lag ein grauer Schatten auf allem und wollte gar nicht weichen. "Was die Lotte wohl heut' morgen thut? Jetzt gleich nach dem Fest muß man's ihr schreiben mit der Emilie; aber i bin z' feig, es wird ihr arg a'thun". Zu Mittag hatten sie ein schmales Lammbrätchen; es gefiel ihnen nicht, war weichlich, nur Knochen und Fett. "Damit hätten wir kein' Ehr' eingelegt bei dem Kind. Und eingeladen ist's heut' nachmittags? Wo denn? Mußt doch noch einmal im Brief nachschau'n, und wie ist's denn mit der Schöpfung? Geh'n wir, oder geh'n wir nicht? I möcht weniger, aber wenn doch de Lotte, — ja, 's Kind schreibt extra, 's würd' sehr traurig sein; also, gang' mer!" — Und so war's geschehen, daß sie nun doch am Ende der langen Duce vor dem Königsbau standen, sorgenvoll, ob sie noch Platz finden, noch zum Beginne des Oratoriums im Saale sein würden. Das Stehen war etwas lästig, aber der Schloßplatz war heute so schön, so voll

"Morgen, morgen," beschwichtigte der Mann, "heut' ist lei' Post mehr offen".

"Scht! Scht!" machten die Umstehenden, denn die ersten Takte erklangen. Da schämten sich die zwei Alten und errötheten auf einen Schlag; zum ersten Mal in ihrem Leben war es ihnen begegnet, daß man sie im Concertsaale zur Ruhe verwies.

Frau Hermine hatte oft genug "Scht!" rufen müssen, nun passierte es ihr selber, daß sie störte. Ja, wenn man alt wird! Und wenn man sein einziges Kind in der Fremde hat und alle Gedanken bei ihm! Ihr Mann tastete nach ihrem Arm. "Paß auf!" meldete sein leiser Fingerdruck. Ach, war es schon die Stelle?

"Und es ward Licht!" jubelte es durch den Saal, und ein himmlische, selige Helle schien sich zu verbreiten. Schaible's sahen sich an; über die Sorgenfalten in beiden Gesichtern legte sich ein Abglanz des göttlichen Scheins, der sie allmählig veränderte, verjüngte. Nun erst fühlten sie, daß sie hier seien, fühlten, was kommen sollte, all das Längstgeliebte, Wohlbekannte, und die Wellen, die klar und klingend um sie spielten, nahmen sie in die weichen Arme und führten sie rückwärts, süß und schmelzend rückwärts über zwanzig Jahre. Ihr altes Liebes- und Verlobungsstück! Das Kind wußte es aus ihren eigenen Erzählungen, daß eine Aufführung der Schöpfung sie zusammengebracht hatte.

Wohl hatten sie einander vorher gekannt. Der arme Chorist, der auch heimlich komponierte und fast alle Instrumente leidlich zu spielen verstand, wohnte in einem Hause mit der vielgeplagten Clavierlehrerin, und sie trafen sich am Kostische der Hauswirthin schon seit einem Jahre. Sie waren nicht jung damals, behüte! Er an die Vierzig, Mitte der Dreißiger, aber beide von der Menschenforte, bei der die Elasticität des Geistes, die Energie des Gefühls die Jugendzeit weit überdauert. Sie hatten einander Noten geliehen und musikalische Begeisterung ausgetauscht. An einem Charfreitag war nun zweiundzwanzig Jahren bekam die Clavierlehrerin zwei Bilette für die Schöpfung; der Musikalien-Händler schenkte sie ihr, da er selber am Gehen verhindert war. Hermine Notze aber schickte eine der Karten ihrem Hausgenossen Schaible auf's Zimmer; und nachmittags um drei saßen sie verlegen und gespannt, ziemlich fremd noch und wortlos neben einander auf der obersten Gallerie, bis nach dem Tongewirre des Chaos, gar, wie heute, das Licht sich ausgoß wie ein breite segnerde Strahlengarbe und ihre Blicke sich zum ersten Mal in einem entzückten, Verständniß suchenden und findenden Zusammentreffen begegneten. Schnell hatten sie sich damals wieder abgewandt, aber nur, um sich prüfend tastend wieder zusammenzuschleichen, sobald sie sich von einer Stelle tiefer gepackt fühlten. "Der helle Bady", das zarte Taubentanz, die Sonne, — ein wonnereicher Bräutigam, ein Riese stolz und froh, zu rennen sein Bahn'. "Vor Freude brüllend steht der Bada. — In langen Zügen das Gewürm". — Er wußten später ganz genau, wie die Stellen hießen, die ihre Blicke zusammengeführt hatten. Und dann in der Arie, wie der Mensch erscheint: "Ein Mann und König der Natur, — die Gattin hold und anmuthsvoll", war es ihnen ganz wunderbar ergangen, beiden gleich, wie sie sich's nachher gestanden. Da hatte sich in den Augen der Frau der bescheidene Chorist zur Verherrlichung stolzer Manneswürde, die blasse, neidische Clavierlehrerin in den Augen der Mannes zum Inbegriff aller weiblichen Qual verklärt, und wie dann Adam und Eva in das entzückte, staunende Stammeln ausbrechen über die große Welt, "so groß, so wunderbar!" und sich kein Ende wissen bei anbetenden Wundern, da hatte ihre Freude und ihr Staunen leise widergekungen in den Herzen der beiden Hörer, die sich nicht wieder erkannten in diesem Sturm von Jugendgefühlen, den sie längst hinter sich zu haben meinten. Es ward ihnen schmelzbuchstäbliche Wahrheit:

„Doch ohne Dich, was wäre mir
Der Morgenhau,
Der Abendhauch,
Der Früchte Saft,
Der Blumen Duft!“

Sie waren im Paradiese mit Adam und Eva, in kindlicher Gluth und Dankbarkeit, und als sie heimgingen, sprachen sie zwar keine Silbe, aber ihre Hände hatten sich verschlungen und die Erklärung war gemacht. Von diesem Abend an betrachteten sie sich als Brautpaar, und sechs Wochen später ließen sie sich ganz still und heimlich trauen. — Es verging ein halbes Jahr, ehe sie zusammenziehen konnten, was sehr zur Verwunderung der Hausleute geschah, die ihr Verhältnis erst dann erfuhren. Seitdem Schaible die untergeordnete, aber sichere Stellung als Souffleur bekommen, datirte der gemeinsame Haushalt. Lotte, das einzige ihnen bescheidete Kind, ward in einer zärtlichen Einsiedelei auferzogen, die Dritte im Bunde, Kind, Liebling, Abgott, Lebenshoffnung, Glück und Stolz. Und nun sie mühen sollen, so lange schon!

Hermine Schaible kämpfte mit Thränen, das Gesicht über ihre Hände gebeugt. Da jubte, wie ein Sonnenblitz, der Sopran auf, ein wunderbar süßer, schmelzender Sopran, eine kinderreine, jauchende Stimme: "Mit Staunen sieht das Wunderwerk der Himmelsbürger frohe Schar", — wie Versehen über frischbegrüneter Adersholle klang es.

"Wer singt den Gabriel?" küßte Schaible seiner Frau zu. "I weiß net, 's muß vom Cäcilien-Verein —" dann legte sie leicht den Finger an die Lippen, die Thränen waren verfliegt. "Frühling!" hauchte sie in sich hinein. Ein leiser, fühlbarer Schauer fuhr ihr über den Nacken; sie athmete tief, war ganz



Agnes Stamer. + d. 18. Februar 1894.

Siehe Seite 55.

betteren Getümmels, daß man aller Langeweile vergaß. Die schlante, weiße Säule mit der beschwingten Fortuna streckte sich glänzend in den lichtblauen Himmel, und mancher Blick flog zu der verheißenden Göttin empor. Blendend spiegelte sich die Sonne auf den steigenden und fallenden Wassern der Fontänen; sogar die Regel der Thujas, die noch vor kurzem so misfarbig dunkel olivbraun ausgefallen, hatten sich in frisches Hellgrün gekleidet. Und droben, gegenüber, wo der Boden der Weinberge noch in seinem warmen Roth durch die kalten Neben leuchtete, bunte Häufchen, die zum ersten Male heuer die grünen Räden aufgethan hatten; und auf den weißen, geringelten Straßen, die wie schelmische Fragezeichen zu rufen schienen: wohin führ ich wohl?, jingende, Hüte schwenkende Scharen in festlichen Kleidern. Es war eine so sauber aufgeräumte, hell und durchsichtig gefärbte Frühlingscene, wie auf einem Bilde von Schwind. "So ist's in Frankfurt net! Wenn's doch auch die Lotte sähe, wenn sie doch mit uns wäre!" plauderten die Blicke der beiden Alten, sowie sie sich einander zuekehrten. Endlich war das enge Thor passirt, der beengte Weg oben zwischen den schon dichtbesetzten Bänken und Stühlen zurückgelegt, und sie sanken ermüdet auf die noch freien Sitze. Heiß war's, und halb dunkel nach dem Sonntag draussen, die Vogen-Brüstung nicht zu unterscheiden, weil die Leute Kopf an Kopf saßen; unten im ganz unsichtbaren Saale verstummte eben das Stimmen der Instrumente und das Musikwerk begann, während die Frau ihrem Gefährten mit langem Gesichte zusüßterte: "Jetzt ist de Lotte zu allem andern auch noch um ihr Osterhäse 'komme, — Du hast auch nicht d'ran denkt. Wenn's net schad wär' um's Geld, kehrt' ich um und mach' ihr noch g'schwind e Pädle."

*) Anthon, betrüben.

hingegen an die leuchtenden, fortstrebenden Oesterklänge. Nun beut die Flur das frische Grün, — begann die sanfte Arie des Soprans.

Die Frau hob wieder den Kopf, lauschte mit vorgestrecktem Hals, mit heftig klopfendem Herzen. Ihr Gesicht überzog sich mit Roth; sie trant die Musik der süßen Stimme, und ein plötzlicher Rausch schien über sie zu kommen. „Mann, ich sinde, — ich muß immer denken, wenn es nicht ganz verrückt wäre —.“

„Sch! —“ machte es hinter ihr. Das aufgeregte Flüstern ward wieder lästig für die Nachbarn.

Aber jowie der erste Theil zu Ende war und man ein Wort einschleichen konnte, tauschten die zwei Alten ihren Eindruck. „Zu dem den! ich an die Lotte!“

„Freilich, ich auch!“
„Das Einsprechen, nicht wahr? Aber dann die Fülle und Kraft, — wer mag es denn sein? 's ist eppes Dummes, so ohne Programm! Ich geh' g'schwind — —!“

Die Frau hielt ihn am Rockärmel. „Wozu? Solang bild ich mir ein, unsere Lotte zu hören, wenn ich aber den fremden Namen auf dem Fettel seh' — —.“

Der Souffleur setzte sich wieder, die Nachbarn stöhnten schon über die zwei unruhigen Geister.

Aber der Beginn des zweiten Theils war wieder wie ein elektrischer Schlag in die Seelen der Horchenden. „Und Liebe girt das zarte Taubenpaar, — wie der reizende Lockruf aus der (Fortsetzung auf der nächsten Seite.)“



„Dieser nimmt die Sünder an“.

Nach dem in Chicago preisgekrönten Bilde von Marie Gräfin von Kaldreuth.

Nachdruck verboten.

„Dieser nimmt die Sünder an“.

O Herr, ich bin verachtet und verschmäht!
Nicht eine Seele, die mich noch versteht!
Ich steh' verstummt, erlahmt in Pein,
In starr verlorener Oede irre ich allein!
Ich weiß ja, weiß, daß ich ein Sünder bin,

Und deuten sie mit Fingern auf mich hin,
Sie haben Recht, — — und doch, sie haben's nicht!
Nein, nein! Engherziges Gericht
Der Menschen bricht den letzten Muth!
Du aber sprachest: Sei auch roth wie Blut
Die Schuld, der schwach ihr unterlag,
Weiß wasch' ich sie wie Schnee, seid unverzagt!
So sagtest Du, und darum hier auf's Knie,
Vor Dir, werf' ich mich hin! Mein Heiland, sieh

In's Auge mir! Ich lasse Dich nicht gehen,
Du, Du allein, Du läßt mich auferstehen!
Du, — — Herr, wie wird mir! Welches Licht!
Mein Gott, mein Gott, nein, Du verwirfst mich nicht?
In wunderbarer Milde strahlt Dein Auge mir — —
Dank, heißen Dank! O, ganz zu Dir, zu Dir!
Nicht irr' ich trostlos mehr auf öder Bahn,
Du, Jesus Christus, nahmst den Sünder an!

Johannes Wilda.

erste Schülerin des Berliner Kunstgewerbe-Museums und zugleich, im Jahre 1877, ein Mitglied unserer technischen Redaction, das den Platz am Schreibtische jedoch gar bald mit jenem im Zeichen-Atelier vertauschte. Es folgten nun Jahre rastlosen, eifrigsten Strebens; rasch wuchs das sich seiner selbst froh bewußt werdende, willensstarke Talent über die anfänglich eng begrenzte Berufs-Thätigkeit hinaus; unter der Führung



2. Edgehell für Schirme und Stöcke.

ihres verehrten Meisters, des Professors Franz Starbina und des Bildhauers Max Klein, gefördert durch einen wiederholten längeren Studien-Aufenthalt in Paris, ging die junge Künstlerin Stufe um Stufe den hohen Zielen der Kunst entgegen. Auf den Ausstellungen des In- und Auslandes finden ihre feinen, stimmungsvollen Aquarelle die Anerkennung des Publicums wie der Kritik, die Société royale belge des aquarellistes in Brüssel ernannte sie zu ihrem Ehren-Mitgliede; mit welchem Rechte, zeigt das in der heutigen Nummer zur Wiedergabe gelangte 'Dachstübchen-Idyll', wie die frühere Reproduktion einer nicht minder gelungenen Gesellschafts-Szene, 'Firtation', in Nr. 50 der Illustrirten Frauen-Zeitung vom 9. December 1888. Auch sonst dankt der belletristische Theil unserer Zeitung dem lebenswürdigen Stifte Agnes Stamer's manch anmuthigen Illustrations-Beitrag. Im Atelier der technischen Abtheilung nahm sie längst die erste Stelle ein; ihre Zeichnungen, die seit Jahren die Hauptzierde jeder Moden-Nummer ausmachten, ganz besonders die colorirten Bilder und der Bildschmuck des Heft-Umschlages belunden, welche künstlerischen Aufschwung das Moden-Zeichnen unter einer genialen Auffassung zu nehmen vermag. So hatte die tapfere Lebenskämpferin die Freude, in ihrem Streben volle Befriedigung zu finden, wie sie um des eigenartigen Reizes ihres persönlichen Wesens und ihres durchaus vornehmen Charakters willen von allen, die ihr näher traten, geliebt und geschätzt wurde.

Das alles ist nun zu einem vorzeitigen, jähen Ende gekommen! Wiederholter Aufenthalt im Süden hatte die zarte Constitution wohl geküsst, aber mehreren rasch aufeinander folgenden, schweren Krankheiten vermochte die, trotz alledem in ihrem Pflächteifer, wie im künstlerischen Weiterstreben niemals Rastende nicht Stand zu halten; am 18. Februar d. J. erlag sie einer verhängnisvollen Diphtheritis. Nun ruht die dem Leben, der Kunst, wie ihrer Familie zu früh Entzogene auf dem Kirchhofe zu Charlottenburg von einem Dasein aus, das zu segensvoll für andere, zu reich an bestem Wollen und Vollbringen war, um nicht doch ein wahrhaft schönes und glückliches genannt zu werden.

Nachdruck verboten.

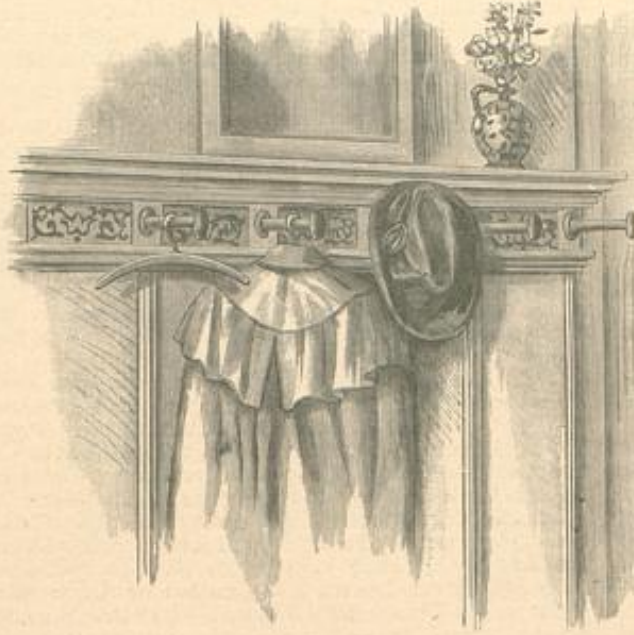
Dachstübchen-Idyll.

Zu dem Bilde von Agnes Stamer. — Siehe Seite 49.

Im Anschluß an das in der heutigen Nummer dargestellte Portrait unserer so früh heimgegangenen Mitarbeiterin Agnes Stamer bringen wir die Reproduktion eines ihrer reifsten und besten Werke, das wohl geeignet erscheint, eine Vorstellung von der Schaffensart der talentvollen Künstlerin zu geben.

'Dachstübchen-Idyll' ist das in dem Artikel: Sechs Preisgekrönte (im Beiblatt der Illustr. Frauen-Zeitung vom 10. Dec. 1893) schon erwähnte Bild, das der Schöpferin auf der Weltausstellung in Chicago eine Medaille eintrug. Gleich darauf ging es in den Besitz eines reichen und kunstsinigen Amerikaners über, ein Erfolg, der bei den dem Verkauf von Kunstwerken sehr ungünstigen Verhältnissen der Ausstellung beinahe ebenso schwer in's Gewicht fällt wie der erste.

Das Motiv des Bildes behandelt einen seit langem beliebten und dankbaren Vorwurf vieler Maler: das Glück in der Beschränkung. Aber gerade darin offenbart sich die Gestaltungskraft und das Künstlerthum von Agnes Stamer, daß sie es verstand, dem oft bearbeiteten Gegenstande neue Seiten abzugewinnen, den scheinbar verbrauchten Stoff so intensiv mit ihrer eignen starken Persönlichkeit zu durchdringen, daß er sich als etwas ganz Neues, Fesselndes zeigt. Es ist ein einfaches Interieur, von einfachen Menschen belebt; doch in dieser Armuth welche Fülle, in diesem engen Rahmen wie ein Bild anheimelnder Gemüthlichkeit und Zufriedenheit! Es erscheint wunderbar, wie dieselbe Hand, die es vermochte, die eleganten Gestalten von Moden-Zeichnungen mit prickelndem Leben zu erfüllen, auch bescheidene Menschen in häßlicher Umgebung mit einer solchen Wahrhaftigkeit und Selbstverständlichkeit hinzustellen weiß, daß dieses still gemalte Leben uns wie ein



1. Ablage für Mäntel und Hüte.

Anschnitt aus dem wirklichen Leben anmuthet. Man beachte nur, wie die Bewegung erfasst ist, mit der die junge Frau den Vorhang vor das Fenster zieht und dabei den Kopf nach ihrem im Sessel kauenden Lieblich umwendet; man sehe die trefflich individualisirte Hand des Großmütterchens an, die die Lampe emporhebt, und man wird der Fähigkeit tiefer Charakterisirung seine Bewunderung nicht verjagen können.

Der vollen Wirkung des Originales vermag ja der Holzschnitt nur annähernd gerecht zu werden, dem Kampfe der überaus feinen bläulichen Töne der hereinbrechenden Abenddämmerung mit dem gelbrothen Lichte der eben entzündeten Lampe, der sympathischen Farbenstimmung des Ganzen; aber Zeichnung und Lichtwirkung sind durchaus klar zur Anschauung gebracht.

Das Bild ist in einer geistreichen und virtuos behandelten Zusammensetzung von Aquarell- und Gouache-Malerei ausgeführt, der Lieblings-Technik der Künstlerin. Unsern Berliner Leserinnen werden auch deren früher in Berlin ausgestellte Aquarelle nicht entgangen sein, wie: 'Auf Tod und Leben', 'In der Sommerfrische', 'Mann in der Schenke', 'Bereinsamt', 'Auf einem Berliner Wäschboden', 'In einem Pariser Salon'. Alle die Vorzüge der modernen, speciell der Pariser Schule sind hier zum Ausdruck gebracht: blüthartiges Erfassen einer Situation, vollste Naturlichkeit der Darstellung, spielende Leichtigkeit in der Behandlung der Farbe, dann die scheinbar unabsichtliche und dennoch so unendlich berechnete Art, in der jedes Strichföhen an den rechten Platz gestellt ist, und vor allem das große Geheimniß der 'Stimmung', die es vermag, selbst dem bescheidensten Motive Reiz und dauernde Wirkung zu verleihen. C. C.

Redactions-Post. Fragen.

Schriftstellerin. — Welche Vorstudien muß ich machen, um Schriftstellerin zu werden, und wie komme ich später am besten in diese Laufbahn hinein?

13131e.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Politik (48). — Ihre Unterschrift 'Patriotin' enthält schon im Kern das, was wir Ihnen antworten müßten. Die Frau soll ihr Vaterland lieben wie der Mann, und um es mit Vernunft lieben zu können, muß sie seinen Werth verstehen lernen; dieser aber wird ihr nur deutlich werden, wenn sie nicht nur seine länger vergangene Geschichte kennt, sondern



3. Ersatz für ein Eck-Schränken.

auch seine gegenwärtige Entwicklung, seine Tages-Politik, mit Interesse verfolgt. Das ist nun freilich keine einfache Sache; es handelt sich hier um höchst verwickelte, in den Einzelheiten bestreut und zeitraubende Dinge. Dem Durchschnitts-Menschen, Mann wie Frau, bleibt da gar nichts anderes übrig, als die Resultate nur in großen Zügen kennen zu lernen und sich den Führern, die ihm ethische Mäner und Autoritäten zu sein scheinen, anzuerkennen. Dadurch läßt schon der Mann Gefehlsblindlings nachgeben, mehr noch die häufig weinungsgründlich denkende, geschäftlich geringer geschulte und subjectiver empfindende Frau, woraus dann die unverdaute Weltkeit in ganz unelblichem, thörichtem Kannegießern sich Luft macht. Und doch verbietet, es folgt, die patriotische Pflicht dem Cultur-Menschen, sich um nichts als seine persönlichen Dinge zu kümmern, den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen, sonst wird er ein egoistischer Ignorant oder, weil er andere Völker nicht gerecht beurtheilen kann, Chauvinist. — manchmal beides zugleich. Wird Ihnen die politische Lectüre verwehrt, weil Sie selbstgefällig oder leidenschaftliche Urtheile über Unverstandenes ergeben, so ist die Correctur ganz angebracht, ebenso, falls Sie über zu vieles Zeitungslernen näher liegende Aufgaben vernachlässigen sollten. Zeitigt man Ihre Interesse an diesen Dingen aber einfach mit der Hauptung ab, daß dergleichen junge Mädchen nicht anginge, so dürfen Sie mit Zug dagegen protestiren. Sie besitzen ein Recht darauf, sich Belehrung zu erbitten, und die Besserkennenden haben die Pflicht, zu

soweit sie es vermögen, zu belehren. Denn ohne solches Interesse erlaßt der Patriotismus, und gerade die Frauen sollen zuerst in den benachteiligten Geschlechtern den Funken opferwilliger Vaterlandsliebe entzünden. Sie sollen auch möglichst die geistigen Kameraden ihrer Männer werden. Ebenso schrecklich wie die über Politik in's Blaue hineinshwatzende Frauen sind die, welche, durch Zwang und eigenen falschen Egoismus geistig stets getrennt von der Männerwelt, nur über die alltäglichsten Dinge zu klatschen pflegen. — Es ist also nicht nur überflüssig, sondern geradezu ein Erziehung-Gesandnis, daß junge Mädchen sich 'für Politik interessieren' und sich auf diesem Gebiete selbst eine Meinung zu bilden suchen; nur eines dürfen sie freilich darüber niemals vergessen: die Bescheidenheit.

Fortbildung (48). — Die Literatur-Geschichten von Scherer, von Roquette, Leizner oder König würden Ihren Studien-Zwecken wohl am besten, letztere mehr der bildlichen Darstellungen halber. Ganz untrefflich für die ältere deutsche Literatur ist Wilmars. Für das erste Studium der Kunstgeschichte empfiehlt es sich, W. Lübke's Grundriß der Kunstgeschichte durchzunehmen.

Daquar von der Kopp, Panjoluta. — Kataly von Eschraun heißt Frau R. von Knobelsdorf-Brentenhof und wohnt in Wiesbaden, Gärtnersweg 4.

Anonym, Ungarn. — Wir werden gern Ihr schönes und interessantes Vaterland berücksichtigen, sobald ein willkommener Beitrag uns hierzu Gelegenheit bietet.

Dr. G., Odesa. — Das älteste Buch der Welt dürfte doch der im unläufigen von uns erwähnte 'Papyrus Brisse' sein, der einen der werthvollsten Schätze der National-Bibliothek in Paris bildet. Der Papyrus wurde von Herrn Brisse in einem thebanischen Grabe entdeckt, in außer diesem Buche auch die Mumie eines Mitgliedes der ersten ägyptischen Dynastie entdeckt. Schon dieser Umstand verweist den Ursprung der Schrift mindestens in das fünfzehnjährige Jahrhundert v. Chr. aus dem merkwürdigen Buche selbst geht aber hervor, daß es aus einer weit älteren Zeit, nämlich der der Regierung des Königs Acha, herrührt.



4. Kronleuchter.



5. Vort zum Schrank-Ersatz im Wohnzimmer.

Zur Villen-Einrichtung.

Siehe Seite 54.